PETRINA ENGELKE
UND KAI BLUM

USA 151

CON BOOK.

INHALT

1 Aliens 6
2 All-Way Stop 8
3 Alternate Side Parking . 10
4 Amtrak 12
5 Bail Bonds 14
6 Barbershop 16
7 Barriers 18
8 Baseball 20
9 Beer 22
10 Big Data 24
11 Black Friday 26
12 Boneyard 28
13 Bookstores 30
14 BYOB 32
15 Campus Police 33
16 Canvassing 34
17 Cash 36
18 Cashless Stores 38
19 Cemetery 40
20 Cherry Blossom Festival 42
21 Childcare 44
22 Chinatown 46
23 Church 48
24 Cider Mill 50
25 Classic Car Night 51
26 Coed Sport 52
27 Commencement Speech 54
28 Community College . . . 56
29 Community Garden . . . 58
30 Community Sup. Agriculture 60
31 Conservatories 62
32 Corn 64
33 County Fair 65
34 Crazy Horse 66
35 Curb Your Dog 68
36 Debt 69
37 Desert 70
38 Diner 72
39 Directions 74
40 Dirt Roads 75
41 Dog Park 76
42 Drive-In & Drive-Thru . . 78
43 Driver's License 80
44 Dry Counties & Dry Towns 82
45 Election Day 84
46 Fingers Crossed 86
47 Firefighter 88
48 Food Coop 90
49 Food Desert 92
50 Food Truck 94
51 Fraternities & Sororities 96
52 Front Lawn 98
53 Gated Community 100
54 Ghost Towns 102
55 Grain Elevators 104
56 Guns 106
57 Halloween Dogs 108
58 Haunted House 109
59 High School 110
60 Historic Districts 112
61 Hutterer 114
62 Hydrant 116
63 Ice Cubes 117
64 Ice Fishing 118
65 Immigrants 120
66 Indian Summer 122
67 Insular Areas 124
68 Interstates 126
69 Ivy League 128
70 Jaywalking 130
71 Labor Day 132
72 Late Night Shows 134
73 Laundromat 136
74 Leftovers 138
75 Lifeguard Tower 140
76 Lines 142
77 Living in your car 144
78 Local News 146
79 Mall Walkers 148
80 Mansions 150
81 Mustangs 152
82 Naloxone 154
83 NASCAR 156
84 National Park Service . . 158
85 Neighborhood Watch . . 160
86 New Bauhaus 162
87 Oil 164
88 Oysters 165
89 Parades 166
90 Pennsilfaanisch Deitsch 168
91 Pledge of Allegiance . . . 170
92 POPS 172
93 Porch 174
94 Posted 176
95 Powwow 178
96 Pride 180
97 Private Beach 182
98 Private Prisons 184
99 Privet Hedges 186
100 Public Library 187
101 Pumpkins 188
102 Quinceañera 190
103 Rail Trails 192
104 Redwoods 194
105 Reenactment 196
106 Religious Freedom 198
107 Reservation 200
108 Restrooms 202
109 Rip Currents 204
110 Roadside Attractions . . 206
111 Rooftop Bars 208
112 Root Beer 210
113 RV Lifestyle 212
114 Santa Claus 214
115 Scabby 216
116 Shabbat 218
117 Shark Week 220
118 Sirens 222
119 Skyscrapers 224
120 Soul Food 226
121 Spanish 228
122 Start-ups 230
123 State Parks 232
124 Streetart 234
125 Street Cars 236
126 Strip Malls 238
127 Sundae 239
128 Surveillance 240
129 Tailgating 242
130 Taxation without Representation 243
131 Thanksgiving 244
132 Thin Blue Line 246
133 Third Coast 249
134 Thirteen 250
135 Thrift Stores 252
136 Tipping 254
137 Town Hall 256
138 Trailer Park 258
139 University Press 260
140 Urban Farming 262
141 Urgent Care 264
142 Vacation 266
143 Veggies 268
144 Veterans 270
145 Volunteering 272
146 Wedding 274
147 Whale Watching 276
148 Wires 278
149 Wooden Houses 280
150 Working Poor 282
151 Yard Sale 284

ÜBER DIESES BUCH

Während wir dieses Vorwort schreiben, sind die Buchkapitel fast fertig. Monatelang haben wir immer wieder neu über mögliche Themen diskutiert. Dabei hatten wir schon eine Liste mit 178 Einträgen, als wir unsere allerersten Themenideen zusammenfügten; nur drei davon kamen doppelt vor.

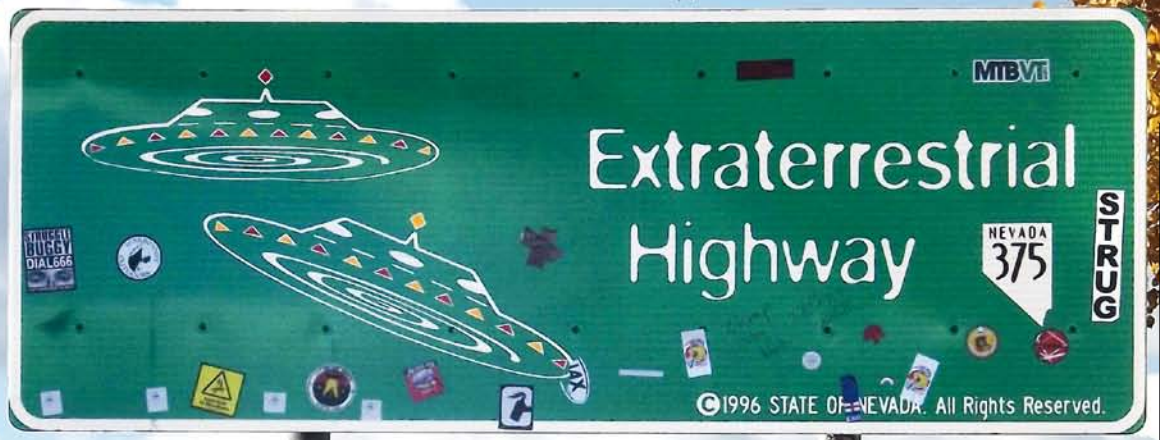
Dass uns in den USA so unterschiedliche Dinge auffallen, kommt nicht von ungefähr. Einer von uns, Kai Blum, wanderte vor 25 Jahren aus dem Osten Deutschlands in den Mittleren Westen der USA aus und wohnt heute in Chicago. Die andere, Petrina Engelke, kommt aus Westdeutschland und lebt seit zehn Jahren in New York. Mit den Jahren sind wir kreuz und quer durch die Vereinigten Staaten gereist, aber nicht gemeinsam; wir haben uns bislang ein einziges Mal persönlich getroffen.

Kennengelernt haben wir uns schriftlich: Erst indem wir unsere jeweiligen Blogs lasen – Kais *1000 kleine Dinge in Amerika* und Petrinas *Moment: New York* – und dann über eine E-Mail-Freundschaft. Daraus wuchs eine Zusammenarbeit bei Petrinas Podcast *Notizen aus Amerika* – und schließlich fragte Kai: »Willst du dieses Buch mit mir machen?«

Unsere Erlebnisse und Begegnungen in den USA haben uns inspiriert, alarmiert, erschüttert und amüsiert, bedrückt, entzückt und verblüfft. Daraus haben wir die Momentaufnahmen für dieses Buch ausgesucht – und dann während der Recherche viele Überraschungen erlebt, die wir nun mit Ihnen teilen. Wir nehmen es genau mit den USA, glauben aber nicht, die endgültige Wahrheit über unser Land zu kennen. Mehr noch: Wir bezweifeln, dass es sich als ein in sich schlüssiges Ganzes begreifen lässt. Wie auch, in einem Land mit 330 Millionen Bürgern und ebenso vielen Lebens- und Sichtweisen. Wir hoffen, dass sich die Mosaikstücke aus diesem Buch in Ihr Bild von den USA einfügen – und ein Bewusstsein für seine Vielfalt schaffen.

ALIENS

Nachbarn vom Mars



Es kommt nicht von ungefähr, dass einige US-Firmen von Weltraumtourismus schwadronieren. Die Faszination ferner Galaxien scheint grenzenlos – endet aber vor der Haustür.

Wie schön es wäre, nicht mutterseelenallein im All zu sein. Aber was, wenn die anderen klüger und stärker sind als wir – und uns auslachen oder bekriegen? Vielleicht liegt es an der verführerischen Mischung aus Sehnsucht und Sorge, dass das Fremde viele Amerikaner anzieht. Die Idee vom Wesen im Weltall befeuert ihre Fantasie und bringt Figuren wie Superman und Mr. Spock hervor.

Universen voller Geschichten ranken sich um das *alien,* den Außerirdischen. Bei *Star Wars, Avatar* und natürlich *Alien* reicht das für ganze Filmreihen. In der Wüste von New Mexico blühen die Verschwörungstheorien, weil das Gerücht eines Ufo-Absturzes aus dem Jahr 1947 nicht totzukriegen ist: Bis heute gibt es immer wieder neue Veröffentlichungen mit vermeintlichen Beweisen. Der nahegelegene Ort Roswell ist darüber zur Touristenattraktion geworden. Dort florieren Läden und Museen rund um alles Außerirdische ebenso wie das Wortspielgasthaus Little A'Le'Inn in der Nähe der Airforce-Teststation Area 51 in Nevada.

Nur eines kann die Anziehungskraft des Alien aufheben: Mauern in den Köpfen. In der US-Amtssprache bezeichnet *»alien«* diejenigen, die keine US-Staatsbürger sind, von ausländischen Studenten über Asylbewerber bis zu Expats. Die berühmte Greencard heißt offiziell *alien registration card.*

ALL-WAY STOP

Vorfahrt (zu) leicht gemacht

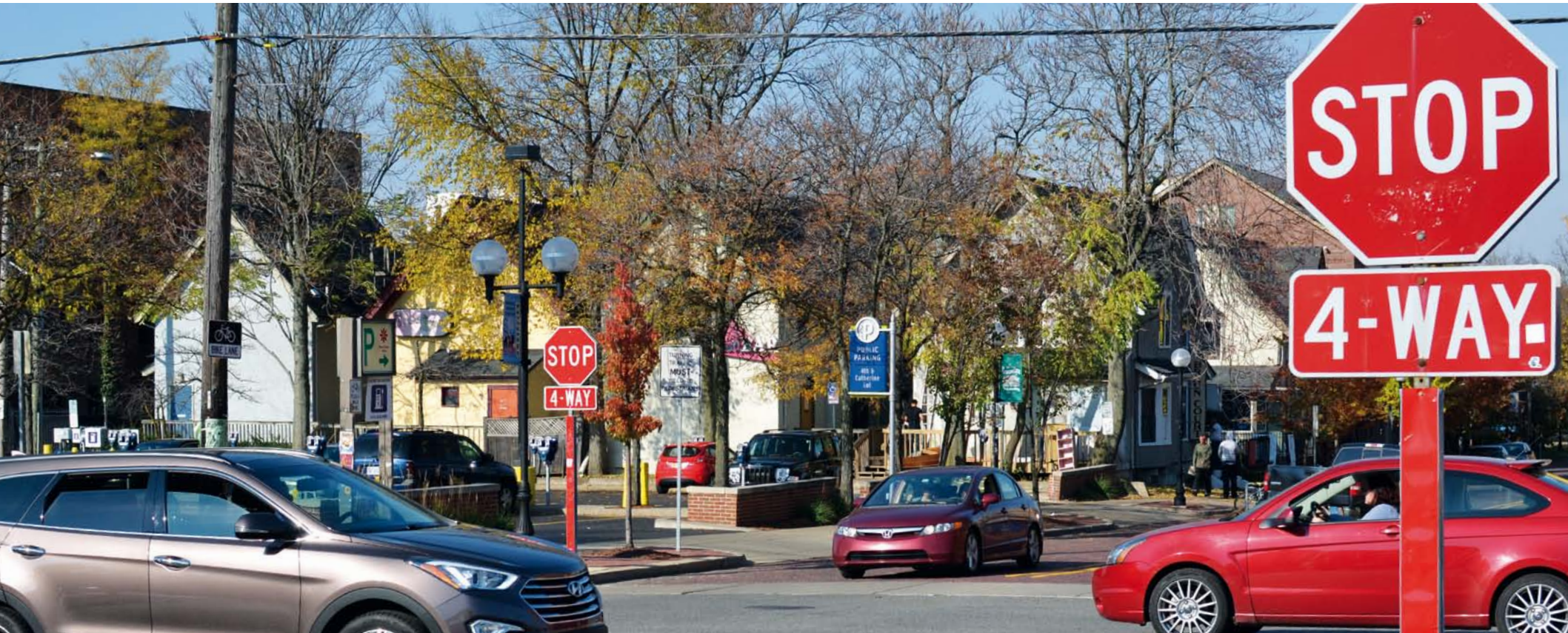
Um Autofahrern das Nachdenken über Vorfahrtsregeln zu ersparen, haben die Amerikaner in den späten 1940er-Jahren den *All-Way Stop* eingeführt. Das funktioniert insgesamt ganz gut, von einigen Nebenwirkungen einmal abgesehen.

An den Kreuzungen vieler Nebenstraßen müssen Verkehrsteilnehmer nicht grübeln, wer Vorfahrt hat: Wenn es am Stopp-Schild den Zusatz *All Way* (bzw. *4-Way* oder *3-Way*) gibt, kann derjenige, der zuerst an der Kreuzung angehalten hat, auch als Erster wieder losfahren. Ein wenig problematisch wird es allerdings, wenn dort zwei oder sogar drei Autos gleichzeitig zum Stillstand kommen, denn dann hat auch in Amerika derjenige Vorfahrt, der sich am weitesten rechts befindet. Die meisten Amerikaner scheinen das jedoch nicht zu wissen und verständigen sich deshalb oft per Handzeichen darüber, wer zuerst fahren darf.

Verkehrsplaner warnten bereits in den 1950er-Jahren vor zu vielen *All-Way Stops,* da diese zu Überdruss und Nichtbeachtung führen würden. Tatsächlich kann man oft *rolling stops* beobachten, wenn nämlich Autofahrer des häufigen Anhaltens leid sind und daher nicht mehr vollständig zum Stehen kommen. Aber auch das Gegenteil geschieht hin und wieder: Manche Fahrer halten an, wo es gar keinen *All-Way Stop* gibt und sorgen so mitunter für ärgerliche Situationen.

Vorsicht ist ferner angebracht, sollte eine Nebenstraße eine Hauptstraße kreuzen und sollten auf der Nebenstraße Autos aus beiden Richtungen kommen. Nicht wenige Amerikaner denken nun, dass auch hier, trotz der einfachen Stopp-Schilder, derjenige Vorfahrt hat, der zuerst da war. Das kann gefährlich werden, falls einer geradeaus fahren und der andere links abbiegen will.

Im amerikanischen Straßenverkehr sollte man sich aber generell nicht unbedingt auf sein Recht verlassen, sondern vielmehr darauf gefasst sein, dass manche Verkehrsteilnehmer ahnungslos bzw. unaufmerksam sind.



ALTERNATE SIDE PARKING

Immer in Bewegung bleiben

Wäre das Auto ein Tier, hätte es in den USA einen natürlichen Feind: den Straßenfeger.

Wer in den USA an der Straße parken will, muss erst einmal genauestens hinschauen, ob das auch erlaubt ist – und für wie lange. New York etwa ist bekannt dafür, dass jeweils eine Straßenseite zu bestimmten Uhrzeiten wie leergefegt ist, während auf der gegenüberliegenden Seite Autos in zweiter Reihe parken – oft mit Zeitung lesenden oder auf Handys herumtippenden Fahrern. Sie sind aus dem Haus geeilt, um ein Schild mit der Aufschrift »*alternate side parking*« zu befolgen: Dort ist für einen festgelegten Zeitraum Parkverbot, zum Beispiel dienstags und donnerstags von acht bis halb zehn.

In dieser Zeit braucht der Straßenfeger Platz, um die Gosse zu kehren, in der sich in der Großstadt schnell Müll und Staub sammeln. Selbst wenn er durchgefahren ist, dürfen die wartenden Autofahrer auf der anderen Straßenseite nicht zurück in »ihre« Parklücke; die Verkehrspolizei folgt beim Knöllchenschreiben nicht feuchten Spuren, sondern den Regeln.

Diese gelten an vielen US-Orten, sie nehmen aber unterschiedliche Formen und Namen an – oft zur Verwirrung von Besuchern. Mancherorts dürfen sie zum Beispiel in den Wintermonaten an *snow routes* nicht parken, damit der Schneepflug freie Bahn hat. Anderswo brauchen Autofahrer einen Anwohnerparkausweis oder Insiderwissen, wenn auf einem Schild nur »*street cleaning*« und der Wochentag steht, aber keine Uhrzeit. Oder der Straßenrand ist farblich markiert, um anzuzeigen, wo Halte- oder Parkverbot und andere Feinheiten beachtet werden müssen.

Ausgerechnet Los Angeles nimmt Mobilität wörtlich: In der Stadt der ewigen Staus darf ein Auto nirgends länger als 72 Stunden an der Straße stehen – danach kann es als *abandoned* (wild entsorgt) gemeldet und abgeschleppt werden.

AMTRAK

Wo Zug fahren noch zum Abenteuer wird

Wer in den USA mit dem Zug fahren möchte, wird feststellen, dass dort so einiges anders läuft als in Europa. Das fängt schon beim Einsteigen an.

Wer seine Fahrt auf einem Großstadtbahnhof beginnt, kann an den meisten Orten eine Überraschung erleben. Während die Schalterhallen oft aussehen, wie wir es von Bahnhöfen gewohnt sind, gibt es keine richtigen Bahnsteige. Die Haltebereiche der Züge erinnern oft an dunkle Fabrikhallen des ausgehenden 19. Jahrhunderts. Man wartet dort auch nicht auf den Zug, sondern die Passagiere gehen nach Aufforderung im Gänsemarsch auf den Steig, nachdem sie sich zuvor wie auf dem Flughafen in einem Warteraum aufgehalten haben.

In einen Zug des staatlichen Unternehmens Amtrak kann man auch nicht einfach einsteigen, wo man will. In der Regel werden nur ein oder zwei Türen geöffnet und die Schaffner weisen den Fahrgästen je nach Fahrtziel den richtigen Wagen zu. In den muss man dann hineinklettern, denn Bahnsteige auf Einstiegshöhe sind noch eine Seltenheit. Für Gehbehinderte gibt es deshalb einen mobilen Fahrstuhl oder eine Rampe.

In den insgesamt recht bequemen Zügen ist es leider oft recht kalt, denn wenn es draußen heiß ist, läuft die Klimaanlage scheinbar unkontrolliert auf Hochtouren, und in kalten Gefilden kann man sich nicht immer auf die Heizung verlassen. Zudem kann es dort, wo die Wagen miteinander verbunden sind, auch schon mal durch die Ritzen in den Gang schneien und zu Vereisungen kommen. Erfahrene Fahrgäste bringen deshalb immer etwas zum Überziehen mit, zusammen mit reichlich Geduld. Denn wenn Amtrak nicht im Besitz der Gleisanlagen ist, und das ist auf weiten Strecken der Fall, haben Güterzüge Vorfahrt. Deshalb kommen die Amtrak-Züge nicht selten mehr oder weniger verspätet am Zielort an.

Trotzdem kann das Zugfahren in den USA Spaß machen. Man fährt durch Land- und Ortschaften, die man im Auto oder aus dem Flugzeug nicht gesehen hätte. Manche Züge haben sogar einen Aussichtswagen, der einen Panoramablick ermöglicht. Auch wird man oft Amischen begegnen, denn Züge sind ihr bevorzugtes Fernverkehrsmittel.

BAIL BONDS

Knast oder Schulden?

Das gibt es nur in den Philippinen und in den USA: Ein (legales) Geschäft mit der gerichtlich festgesetzten Kaution.

Nach einer Festnahme entscheidet in den USA ein Richter, ob der Beschuldigte bis zum Prozess freikommt. Ein Haftgeld soll dann als Pfand bis zum eigentlichen Prozess dienen; nur bei Erscheinen bekommt der Beschuldigte es zurück. Im Mittel zwischen 10.000 und 12.000 Dollar liegt eine solche Kaution für eine im US-Rechtssystem als *felony* bekannte Straftat (zum Beispiel Einbruch, Vergewaltigung, Trunkenheit am Steuer, Fahren ohne Führerschein oder unerlaubter Waffenbesitz). Selbst bei kleineren Vergehen wie Bagatelldiebstahl oder geringfügigem Drogenbesitz fällt die Kaution oft vierstellig aus.

Viele Menschen können solche Beträge aber nicht zahlen. Ihnen droht deshalb bis zur Verhandlung Untersuchungshaft, oft für Monate. In ihrer Not lassen sich manche auf einen *bail bondsman* ein: Er hinterlegt die Kaution bei Gericht und kassiert dafür vom Beschuldigten eine Prämie von etwa zehn Prozent. Verpasst dieser seinen Gerichtstermin, schickt ihm die Kautionsagentur bewaffnete Kopfgeldjäger auf den Hals.

Im Jahr 2018 saßen fast eine halbe Million Menschen in US-Gefängnissen, ohne für ein Verbrechen verurteilt zu sein. Bei den wenigsten vermutet die Justiz Fluchtgefahr; die meisten können sich bloß die Kaution oder die Gebühr der Kautionsagentur nicht leisten. Kritiker dieses Systems argumentieren, dass es Armut bestraft, die Gesellschaft mit den Kosten dieser Gefängnisplätze belastet und gegen gleich drei Verfassungsgrundsätze verstößt: das Verbot überhöhter Kautionen, das Recht auf ein ordentliches Gerichtsverfahren und auf einen kurzen Prozess.

Einige Bundesstaaten reformieren inzwischen ihr Rechtssystem, verbieten Kopfgeldjäger oder kommerzielle *bail bonds* – oder sie verhängen überhaupt keine Kautionen mehr.

BARBERSHOP
Klinge am Hals

Vielerorts ist der Friseurbesuch eine Kombination aus dem kleinen Luxus und hemmungslosem Tratsch – für Männer.

Hinter der Scheibe sitzen sie und schwatzen. Frei von der Leber weg und quer durch den Laden geht es um Sport, Beziehungen, die Schlagzeilen und jede Menge Tratsch, während der *barber* rasiert und die Frisur in Form bringt: entweder *afro* und die eng anliegenden Zopfreihen der *cornrows* oder Dauerwelle und den oben auf dem Kopf zusammengezwirbelten *man bun*. Mit der unterschiedlichen Textur krauser und glatter Haare lässt sich nur zum Teil erklären, warum in *barbershops* so unterschiedliche Kundschaft sitzt.

In den jungen Jahren der Nation dominierten Schwarze das Geschäft, bedienten allerdings über viele Generationen fast ausschließlich Weiße. Sklavenhalter fanden es lukrativ, ihre Zwangs-Barber in der Stadt gegen Geld die Runde machen zu lassen. Sie waren der rassistischen Idee verfallen, Schwarze seien Naturtalente im intimen Raum, etwa als Butler oder Friseure. Auf diesem Vorurteil bauten manche Schwarze später ein Geschäft auf: Mit gepolsterten Liegesesseln, Kronleuchtern und goldgerahmten Spiegeln ließen sie ihre weiße Kundschaft vom Plantagenherrscherdasein träumen. Doch um die Jahrhundertwende nahmen Schmutzkampagnen und blutige Überfälle auf die Geschäfte von Schwarzen ihnen Kundschaft und Lebensgrundlage; bald darauf entwickelten sich Barbershops von Schwarzen für Schwarze zu Treffpunkten, die auch in der Bürgerrechtsbewegung eine Rolle spielten.

Heute sagen manche, der Barbershop gebe eine Atempause vom Beäugt- und Vorverurteiltwerden. Gleichzeitig feiert das alte Feudal-Design ein Comeback in Luxus-Barbershops. Auch der *barber pole* wird dem Look einverleibt. Seine weißen und roten Streifen stehen für Verbände und Blut, weil britische Barber im Mittelalter Dienste wie Zahnziehen oder Aderlass boten. Passend zur amerikanischen Fahne kam Blau dazu. Manche interpretieren das nun als Venenfarbe – die Illusion blaublütiger Überlegenheit lässt sich vom Barbershop offenbar nicht trennen.

BARRIERS
Außen vor

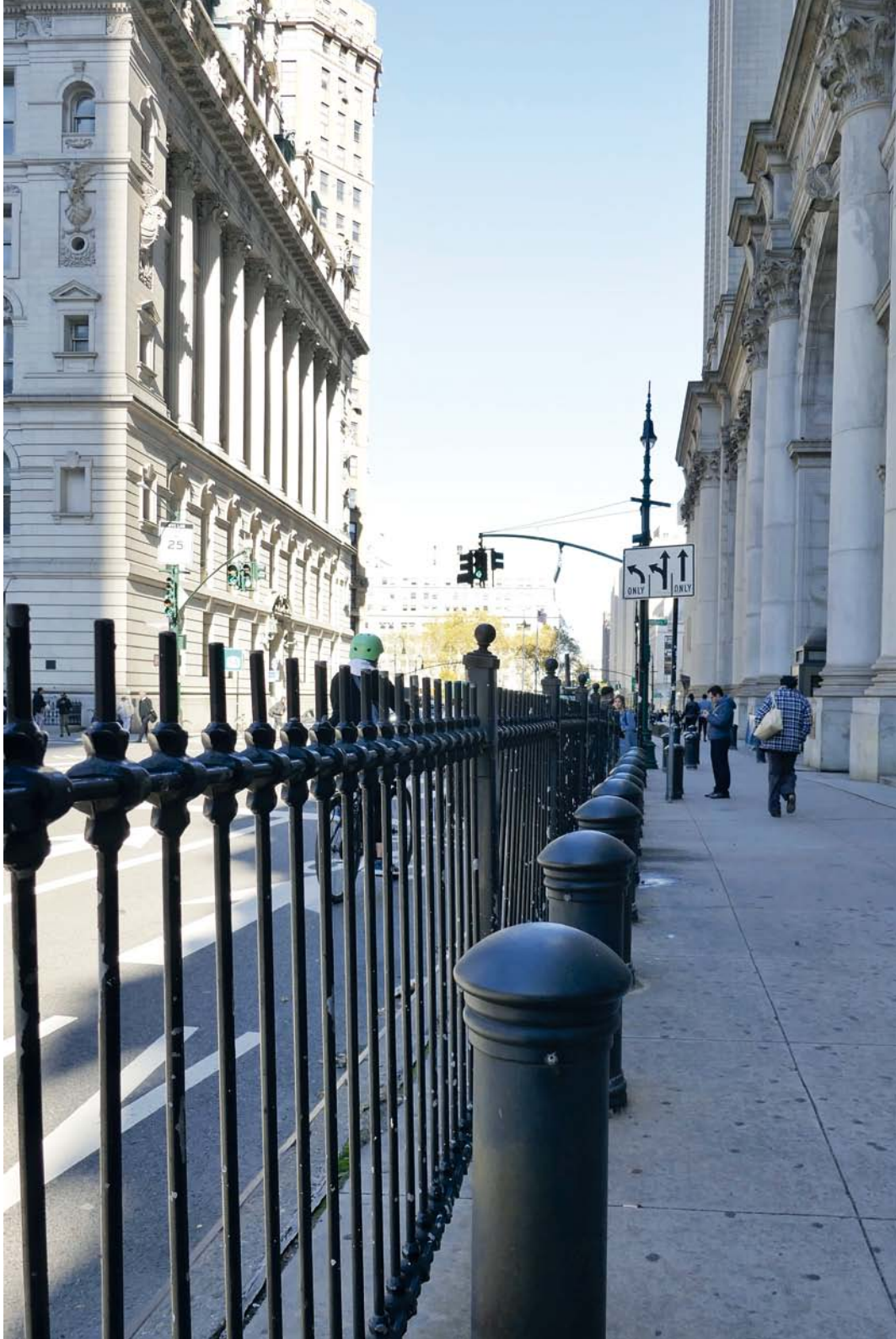
Vielfältige Barrieren sollen die Menschen im öffentlichen Raum schützen – nicht nur vor Terroristen.

Die Angst vor Anschlägen wie in Nizza, Berlin und Charlottesville, bei denen ein Fahrzeug in eine Menschenmenge rast, hat viele US-Großstädte verändert. Beton- oder Steinblöcke liegen am Rande großer Plätze, Stahlpoller säumen Gehsteige wie militante Hecken. Neu ist das nicht.

In den 1950er-Jahren ging es noch um Unfälle von Autos gegen Autos. Dagegen sollte die *Jersey barrier* helfen: Die etwa 81 Zentimeter hohe Betonwand schirmt Fahrbahnen wie eine Leitplanke ab – sogar gegen blendende Scheinwerfer. Heute trennt dieser Betonschutzwall oft auch Radweg und Straße. Das Aussehen vieler Straßenbaustellen prägt unterdessen eine meist orange Plastikvariante, die an Ort und Stelle mit Wasser befüllt wird.

Nachdem 1995 zwei Amerikaner mit einem LKW-Bombenanschlag auf ein Regierungsgebäude in Oklahoma City 168 Menschen umgebracht hatten, tauchten Autoabhaltende Barrieren landesweit auf, wo viele Menschen zusammenkommen – etwa vor Museen, Verwaltungsgebäuden, Denkmälern. Nach den Flugzeuganschlägen vom 11. September 2001 konzentrierten sich die Sicherheitsvorkehrungen plötzlich auf islamistischen Extremismus; strenge Flughafenkontrollen etwa sollten ein »weiteres 9/11« verhindern. In den 18 Jahren danach starben in den USA aber mehr Menschen bei rechtsextremen Anschlägen als bei dschihadistisch inspirierten Taten.

Erst neuerdings sind Barrieren auf der Straße wieder in den Fokus gerückt – mit der Frage: Wie sieht das denn aus? Betonblöcke mit dem Logo der örtlichen Polizei etwa signalisieren weniger Sicherheit als das ungute Gefühl, an diesem Fleck mit Recht Angst vor einem Anschlag zu haben. Designer und Stadtplaner halten mit Kreativität dagegen: Sie gestalten Blumenkübel, die einer Autobombe standhalten, oder Bänke, deren massiver Rücken sich gegen den Straßenverkehr stemmt. Neuerdings mehren sich Projekte, die den Autoverkehr komplett aus belebten Stadtzonen verbannen.



BASEBALL

Nationalsport ohne Stoppuhr

Baseball ist gleichzeitig ein beliebter Freizeitsport und ein Milliardengeschäft; nur die National Football League spielt mit Übertragungsrechten und Eintrittsgeldern mehr ein als Major League Baseball. Doch für ihre Millionen müssen Profi-Baseballspieler tüchtig arbeiten.

Im Büro heißt *»let's touch base«*, dass man sich noch mal melden soll, ehe man sich trifft oder entscheidet. Auf dem Baseballfeld muss ein Spieler die *base* tatsächlich berühren, ehe die Gegenmannschaft den Ball fängt, und das kann zu dramatischen Szenen und verstauchten Gliedern führen. Am Abschlag gilt unterdessen *»three strikes and you're out«*, und das findet sich in den umstrittenen *Three Strikes Laws* einiger Bundesstaaten wieder, die Gewaltverbrechern beim dritten Vergehen eine lebenslängliche Gefängnisstrafe einbrocken.

Die vielen Redensarten, Regeln und Strategien des Baseball begreift am besten, wer das gesamte Feld sehen kann – ob im Kleinstadtpark oder im Megastadion. Wie lange ein *hitter* versuchen darf, den vom *pitcher* geworfenen Ball mit dem Schläger zu treffen, hängt vom Spielverlauf ab; Baseball ist eine der wenigen Mannschaftssportarten ohne Zeitbegrenzung. Durchschnittlich dauert ein Spiel dreieinhalb Stunden, und jede Mannschaft spielt rund sechsmal pro Woche. So ist die Saison von Frühjahr bis Herbst selbst für Fans fast ein Vollzeitjob – und ein Fest für Statistik-Nerds. Im TV wie im Stadion wird ein Spieler, der an den Abschlag tritt, nicht nur mit Namen angekündigt, sondern auch mit vielen Zahlen, etwa zur Ballgeschwindigkeit, der Anzahl der *homeruns* und der Erfolgsquote beim Abschlag. Grobe Fehler oder eine schlechte Leistung quittieren Fans mit lautstarker Kritik – auch wenn es sich um einen Spieler des »eigenen« Teams handelt.

BEER

Auf den Geschmack gekommen

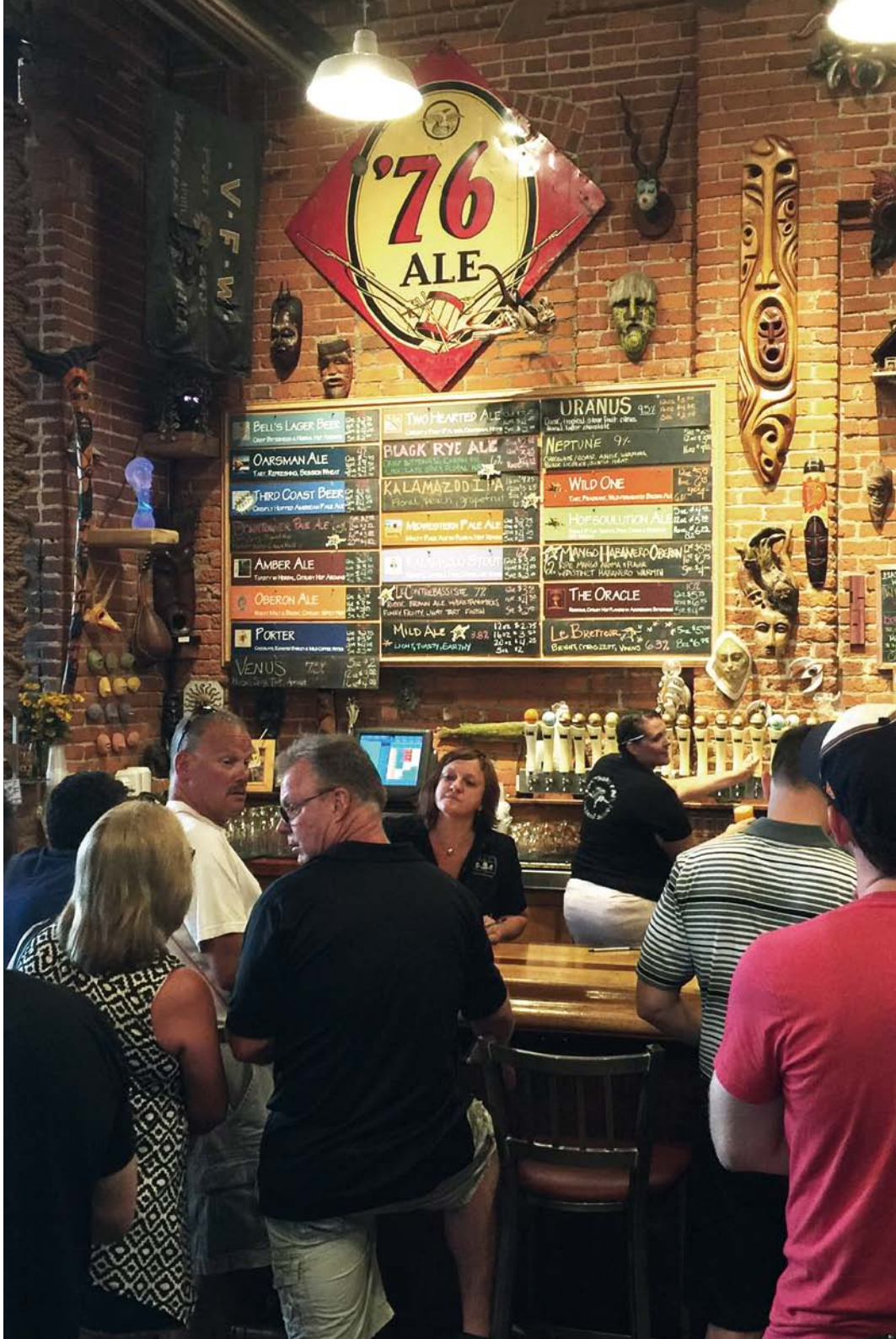
Dass die USA keine Biervielfalt vorzuweisen haben, ist lange her: Während es 1979 in den Vereinigten Staaten nur 89 Brauereibetriebe gab, sind es heute rund 8.000.

Ende des 19. Jahrhunderts hatten die USA schon einmal eine ähnliche Bierkultur wie Europa. Die hauptsächlich von Einwanderern betriebenen Brauereien produzierten eine enorme Anzahl an Bieren. Zur Hochburg des amerikanischen Brauwesens wurde die Stadt Milwaukee im Bundesstaat Wisconsin, deren Bevölkerung zu 70 Prozent aus Deutschen bestand. Noch heute ist eine deutsche Herkunft in den Namen vieler Brauereien erkennbar.

Die Prohibition, die Zeit des Alkoholverbots von 1920 bis 1933, zwang die meisten Betriebe zur Aufgabe. Andere hielten sich mit der Produktion von Bier, das mit weniger als ein Prozent Alkoholgehalt beinahe alkoholfrei und deshalb erlaubt war, über Wasser. Einigen von ihnen gelang es später, den Markt beinahe vollkommen zu beherrschen. Die Biere dieser Unternehmen, Anheuser-Busch (mit den Marken Busch, Budweiser, Michelob) und MillerCoors, sind zwar nach strengen Qualitätsrichtlinien gebraut, lassen aber Originalität vermissen, das eigenwillige Blue Moon einmal ausgenommen.

Seit Beginn der 1990er-Jahre gelang es dann kleineren Betrieben, regionale Märkte zu erobern. So erfreuen sich zum Beispiel die Biere der Brauereien Leinenkugel und Bell's im Mittleren Westen großer Beliebtheit. Landesweit konnten sich Brauereien wie die Boston Beer Company mit ihrer Marke Samuel Adams und die Sierra Nevada Brewing Company mit ihrem Sierra Nevada Pale Ale etablieren.

Die wirkliche Vielfalt kam jedoch in den letzten zwanzig Jahren mit den Tausenden *microbreweries* und *brew pubs,* die unter dem Sammelbegriff *craft beer* mittlerweile fast ein Viertel des in den USA gebrauten Bieres herstellen. Viele von ihnen sind von Leuten gegründet worden, die zuvor *homebrewing* als Hobby betrieben hatten. Chicago (167), Seattle (153) und San Diego (150) sind derzeit die Städte mit den meisten Brauereibetrieben.



BIG DATA
Digitale Sammelwut

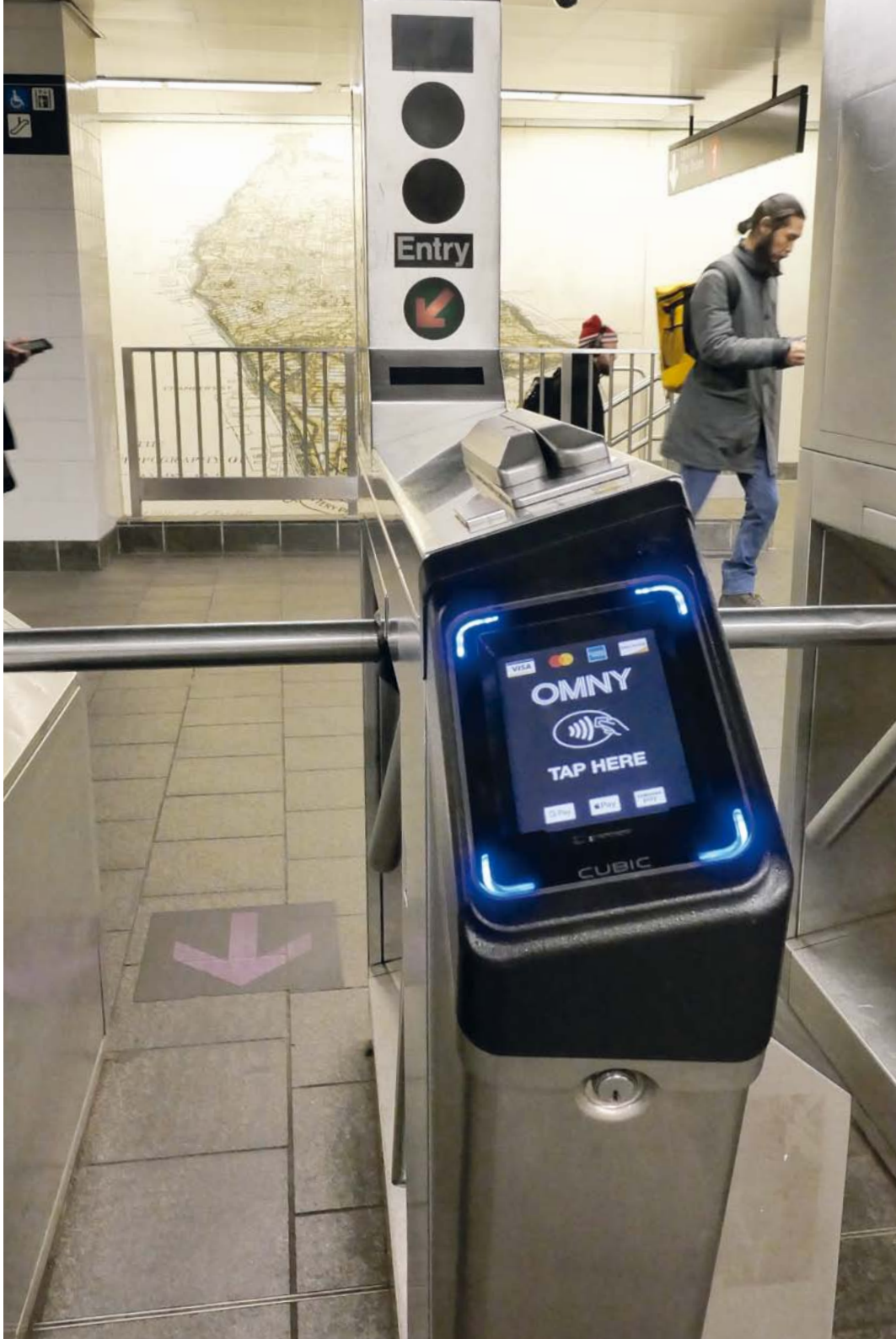
Von der Volkszählung bis zur Wettervorhersage: Riesige Mengen an Informationen beschäftigen nicht nur das Silicon Valley.

Ein Experiment hat den Begriff *big data* im Jahr 2011 verständlich gemacht: Der IBM-Supercomputer Watson schlug zwei Menschen in einer Quizshow, indem er sekundenschnell 200 Millionen Seiten voller Informationen durchforstete.

Das konnte Herman Hollerith 1890 nicht ahnen. Damals nutzte die US-Regierung bei der Volkszählung seine Erfindung, ein elektrisches Lochkartenlesegerät – und bekam die Auswertung statt nach zehn Jahren schon binnen weniger Monate.

Heute sind persönliche Daten den Großkonzernen viel wert. So führt der Beruf der *data scientists* seit Jahren die Rangliste der besten Jobs in den USA an. Sie programmieren zum Beispiel Algorithmen, mit deren Hilfe sie Daten ordnen und auswerten, und finden immer neue Wege, noch mehr dieser Informationen zusammenzutragen. Manche Firmen speichern sogar, was intelligente Lautsprecher mithören, oder verfolgen über Smartphones den Weg ihrer Besitzer innerhalb von Geschäften, um ihnen zum Standort passende Werbung zu präsentieren.

Auf der anderen Seite fördern Datensammlungen in den USA die Demokratie. Die 2009 gestartete Website data.gov stellt allen Bürgern die Daten zur Verfügung, die Regierungseinrichtungen erhoben haben. Seit 2019 schreibt ein Gesetz allen Bundesbehörden vor, ihre Informationen als *open data* zu veröffentlichen. Viele Bundesstaaten und Kommunen ziehen mit; aus 47 Datensätzen sind inzwischen mehr als 250.000 geworden. Firmen haben daraus beispielsweise Wettervorhersage-Apps entwickelt, Bürgerinitiativen belegen damit Ungerechtigkeiten, Journalisten werten gesellschaftlich relevante Informationen aus. Auch die mobile Erdbebenwarnung des Roten Kreuzes basiert auf den gratis zugänglichen Daten.



BLACK FRIDAY
Totaler Kaufrausch

Der vierte Freitag im November, der Tag nach Thanksgiving, ist der Startschuss für den Weihnachtseinkauf. Viele Geschäfte locken mit unglaublichen Sonderangeboten.

Da viele Geschäfte schon um Mitternacht aufmachen, stellen sich manche Leute unmittelbar nach dem Thanksgiving-Essen vor den Läden an und harren mehrere Stunden aus, um die besten Schnäppchen zu ergattern. Deren Zahl ist oft stark begrenzt ist, insbesondere bei hochwertigen Elektronik-Artikeln. Andere Geschäfte machen um 5 Uhr morgens auf, und es gibt immer wieder Menschen, die auf Klappstühlen sitzend und in Decken oder Schlafsäcke gehüllt die Nacht vor den Ladentüren verbringen. Obwohl andere Teile der Welt den Black Friday inzwischen übernehmen, ist dieser Schnäppchentag nirgends extremer als in seinem Heimatland USA.

Der Name Black Friday hat seinen Ursprung in den 1950er-Jahren in Philadelphia. Am Vortag des jährlichen Football-Spiels zwischen den Teams der Army- und Navy-Hochschulen strömten Zehntausende Menschen in die Stadt. Die Polizisten, die Überstunden leisten mussten, um dem Chaos in der Stadt Herr zu werden, begannen diesen Tag als »Black Friday« zu bezeichnen. Die Einzelhändler der Stadt versuchten Anfang der 1960er-Jahre, diesen eher negativ besetzten Begriff in »Big Friday« umzubenennen, allerdings ohne Erfolg.

Mitte der 1980er-Jahren gelang es dem amerikanischen Einzelhandel dann jedoch, die Entstehungsgeschichte umzuschreiben: Heutzutage glauben die meisten Amerikaner, der Begriff komme daher, dass an diesem Tag viele Geschäfte beginnen, schwarze Zahlen zu schreiben.

Da sich die Online-Händler ihren eigenen Tag mit außergewöhnlichen Sonderangeboten geschaffen haben, den Cyber Monday, der drei Tage nach dem Black Friday stattfindet, verliert letzterer allerdings allmählich an Bedeutung. Im E-Commerce gibt es mittlerweile auch den Begriff »Cyber 5«, der die fünf Tage von Thanksgiving bis Cyber Monday umfasst, an denen Käufer mit besonderen Schnäppchen angelockt werden.

BONEYARD

Des Bombers (vor-)letzte Ruhe

Seit mehr als 70 Jahren nutzt die US-Luftwaffe ein Wüstengelände in Arizona als Flugzeugfriedhof. Manchmal kommen diese Militärmaschinen in den Himmel – buchstäblich.

Boneyard ist ein anderes Wort für Friedhof – und eigentlich auch ein Sammelbegriff für Orte, an denen kaputte oder abgenutzte Sachen darauf warten, verschrottet zu werden. Ein Gelände voller verbeulter Autos nennen die meisten aber *junkyard*. Die Aerospace Maintenance and Regeneration Group (AMARG) in Arizona dagegen wimmelt vor Propellern. Auf diesem ganz speziellen *boneyard* stehen ausgemusterte Flugzeuge, die in Korea oder Afghanistan Bomben abwarfen, und ein H-34C-Transporthubschrauber, in dem Präsident Eisenhower gesessen haben soll, dazu reihenweise F4-Cs aus dem Vietnamkrieg und B-52s, wie sie heute noch bei der US-Luftwaffe im Einsatz sind. Mit mehr als 3.700 Militärflugzeugen und rund 500 zumeist zivilen Angestellten ist das Gelände des Davis-Monthan Air Force Boneyard am Rande von Tucson der weltgrößte Lagerplatz seiner Art.

Die Wüste Arizonas ist der ideale Ort für eine solche Flugzeugaufbewahrung: Höhenlage, sehr trockene Luft und seltene Regenfälle mindern Rost und Verfall, und auf dem harten, basischen Boden können die schweren Maschinen ohne Asphaltierung bewegt werden. Viele sind immer noch flugfähig und stehen in exakt abgezirkelter Formation, als könnten sie jederzeit abheben. Anderen fehlen die Motoren, Flügel oder das Cockpit. Manche dienen als Vorratslager für Teile, die anderswo gebraucht werden, manche werden verschrottet, manche sollen beim Verkauf an Verbündete der USA noch etwas einbringen. Oder die Air Force beruft sie wie Reservisten zurück in den Dienst – als Ersatz für verspätete Lieferungen oder als Teil eines Recyclingprogramms der kriegerischen Art: Das US-Militär lässt auf dem *boneyard* auch alte Kampfjets zu Drohnen umbauen.

BOOKSTORES

In der Höhle des Löwen

Unabhängige Buchhandlungen in den USA überleben trotz Amazon und fehlender Buchpreisbindung.

Zunächst sah es so aus, als würde der Online-Riese Amazon den traditionellen Buchhandel in den USA ruinieren, insbesondere als er 2011 die große Buchhandelskette Borders in die Pleite trieb. Doch durch die nun fehlende Konkurrenz ergaben sich vielerorts neue Chancen, kleinere Buchläden zu betreiben. Die Zahl der unabhängigen Buchhandlungen in den USA ist daher von 1.651 Läden im Jahr 2009 auf 2.470 im Jahr 2018 gestiegen.

Auch mehrere bekannte Schriftsteller haben in den letzten Jahren Buchhandlungen eröffnet, unter ihnen Louise Erdrich in Minneapolis, Ann Patchett in Nashville, Jeff Kinney in Plainville (Massachusetts), Judy Blume in Key West und Emma Straub in Brooklyn.

Die kleinen Buchgeschäfte haben in der Regel eine sehr loyale Kundschaft. Zahlreiche Lesungen, Lesegruppen zu verschiedenen Interessenbereichen und oft auch ein angeschlossenes Café bringen viele Menschen in die Läden. Manche Buchhandlungen experimentieren auch mit der Hinzunahme von preiswerten antiquarischen Büchern sowie mit Serviceleistungen für Leute, die selbst verlegen.

Der Buchhandelskette Barnes & Noble, mit derzeit 627 Filialen, hat der Niedergang des ehemaligen Hauptkonkurrenten Borders ebenfalls geholfen, weiter am Leben zu bleiben. Bei Barnes & Noble ziehen eine große Kinderbuchabteilung mit vielen Vorleseveranstaltungen und ein integriertes Starbucks-Café zuverlässig die Kunden an. Und Amazon ist den letzten Jahren ebenfalls auf den Geschmack gekommen und hat mittlerweile um die zwanzig eigene Buchläden eröffnet, beispielsweise in Seattle, Chicago und New York.

BYOB

Alkoholische Selbstversorgung im Restaurant

Eine Kneipe oder ein Restaurant aufzumachen, ist in den USA oft gar nicht so einfach. Dafür braucht man ein bestimmtes Schriftstück.

Um Alkohol anbieten zu dürfen, benötigen Gastronomiebetriebe in den USA eine *liquor license*. Diese zu bekommen, ist mancherorts problematisch. Entweder gibt es lange Wartezeiten, weil die Zahl beschränkt ist, oder die Gebühren sind sehr hoch. Sie liegen im landesweiten Durchschnitt bei 1.500 Dollar pro Jahr, können aber, wie in Kalifornien, auch beinahe 16.000 Dollar betragen. Insbesondere kleine Restaurants erlauben ihren Gästen deshalb mitunter, selbst alkoholische Getränke mitzubringen. An der Tür oder im Fenster befindet sich dann der Hinweis *»BYOB« (Bring Your Own Bottle).*

Auch auf Einladungen zu Parties kann man manchmal diesen Hinweis finden. Oft wird er dann als *»Bring Your Own Beer«* gelesen. Gastgeber signalisieren damit, dass Gäste nicht erwarten sollen, dass ausreichend Bier vorhanden ist. Dieses ist in den USA nämlich recht teuer.

CAMPUS POLICE

Freunde und Helfer im Universitätsdienst

Die meisten Universitäten und Colleges in den USA unterhalten eine eigene Polizei, die für Sicherheit auf dem oft weitläufigen Gelände der jeweiligen Hochschule und in deren unmittelbarer Umgebung sorgt. Ganz unumstritten ist das nicht.

Campus-Polizisten sind nicht zu unterschätzen, denn sie haben die gleiche Ausbildung wie ihre Kollegen im öffentlichen Dienst absolviert und sind ebenfalls bewaffnet. Ihre Fahrzeuge unterscheiden sich nur durch Farbe und Aufschrift von anderen Polizeiautos.

Mitunter ist die *Campus Police* sogar besser ausgerüstet als die Polizei der jeweiligen Stadt, insbesondere wenn es sich um gut finanzierte private Institutionen wie Harvard oder Yale handelt. An einigen Universitäten gibt es sogar Spezialeinsatzkommandos für brenzlige Situationen wie Amokläufe, Geiselnahmen oder Bombendrohungen.

Die *Campus Police* hat je nach Bundesstaat unterschiedliche Rechte, kann aber vielerorts auch außerhalb des Hochschulgeländes Autos anhalten, Strafzettel ausstellen und Verhaftungen vornehmen. So wirft die Polizei der privaten University of Chicago nicht nur ein wachsames Auge auf 15.000 Studenten, sondern auch auf die 65.000 Einwohner der Nachbarschaft, von denen die meisten Schwarze sind. Kritiker bemängeln, dass Privatpolizeien wie diese trotz ihres Wirkens über den Campus hinaus kaum einer Rechenschaftspflicht unterliegen, im Gegensatz zu der Polizei von Städten und Kommunen.